

CHRISTOPH ZIMMER

## Einwände und Entgegnungen

Dalferth<sup>1</sup>, Siegwart, Brandl

### 1. Definition der theologischen Aussage

Was unter einer theologischen Aussage zu verstehen sei,<sup>2</sup> sollte mit einer *Definition*<sup>3</sup> beantwortet werden; d.h. mit einer Formulierung, die dem Ausdruck „theologische Aussage“ einen anderen Ausdruck, nämlich „Eine Aussage, die den Ausdruck „Gott“ enthält, oder eine Aussage, die aus einer Aussage, die das Prädikat „Gott“ enthält, logisch folgt“, als bedeutungsgleich konventionell zuordnet.

Wie kann man diese Definition beurteilen? Man muß sie in Beziehung zu einer *Theorie*<sup>4</sup> setzen. Die, wie es scheint, einzigen theoriefähigen Argumente, wenn auch in rudimentärer oder elementarer Form, sind jene logisch gültigen Ableitungen, die herkömmlicherweise als Gottesbeweise bekannt sind. Andere Theorien gibt es in der Theologie nicht. Die Definition ermöglicht, daß die Aussagen nicht nur von einem, sondern von mindestens 15 logisch gültigen Gottesbeweisen theologisch sind. Ohne die Definition wären sie nicht theologisch. Darin besteht der Wert dieser Definition.

Wie kann man eine Definition kritisieren? Man weist nach, daß sie sich für die Theorie, für die sie gedacht ist, wenig oder gar nicht eignet, und schlägt eine bessere Definition vor, die mehr taugt, indem man ihre bessere Tauglichkeit innerhalb dieser oder anderer Theorien erklärt.

Ist in den Rezensionen etwas dieser Art zu finden? Beim besten Willen nicht das geringste. Es wird nicht berücksichtigt, daß die Definition in bezug auf bestimmte Ableitungen, die Minimaltheorien darstellen, aufgestellt wurde. Die Definition bezieht sich nicht auf *die Theologie*. Denn die Theologie ist keine Theorie (und wird es wohl, so wie die Dinge liegen, auch nie werden). Man kann aber z.B. jene Gottesbeweise, die schlüssige Argumente sind, mit Hilfe der Definition als theologische Theorien etablieren. Warum? *Weil man dann logisch wahre Aussagen hat, die den Ausdruck „Gott“ enthalten, oder wahre theologische Aussagen.* Diese sind die einzigen wahren Aussagen in der Theologie. Man sollte sich einmal genau überlegen, was das bedeutet.

1 Einwände aus ThLZ 117, 1992, 300f, sowie aus anderen Schriftstücken.

2 Zimmer, FZPhTh 36, 1989, 311-340, <http://www.zmm.cc>.

3 Kleinknecht, Reinhard: Grundlagen der modernen Definitionstheorie. Königstein/Ts. 1979 (Monographien Wissenschaftstheorie und Grundlagenforschung; 14); Zimmer, Definierbarkeit und Definition des Ausdrucks „Gott“. Teil 1: LingBibl 62, 1989, 5-48; Teil 2: LingBibl 63, 1989, 5-32, <http://www.zmm.cc>.

4 Stegmüller, Wolfgang: Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie. I. <sup>2</sup>1983, 72ff.

Die Rezensenten hingegen beurteilen die Definition von einem völlig falschen Gesichtspunkt aus. Sie meinen, daß aus der Definition etwas logisch folgen würde. Sie zeigen damit, daß sie den Unterschied zwischen Definitionen und *Prämissen* vollkommen verfehlen. Der Einwand läßt den Definitionsgesichtspunkt beiseite, berührt die Definitionstheorie nicht und behandelt die Definition deswegen nicht als solche. Statt dessen bezieht er sich auf eine Prämisse, um aus ihr Konsequenzen zu ziehen. Doch eine Definition ist keine Prämisse, aus der etwas folgt, sondern eine konventionelle Vereinbarung über die Bedeutung von Ausdrücken.

Die Hauptunterschiede zwischen Prämisse und Definition sind: Prämissen sind *kreativ*, Definitionen nicht. Definitionen sind *eliminierbar*, Prämissen nicht. In einer Ableitung folgt *mit* einer Definition nicht *mehr* als *ohne* sie. Eine Definition ist nie *Bestandteil* einer Ableitung. Wenn aus einer Definition etwas gefolgert wird, dann ist es keine Definition. Definitionen sind *metasprachlich*, Prämissen objektsprachlich.

Dies ignorierend, obwohl es klar ist, präsentiert Dalferth, wie zuvor schon Siegart, den folgenden krausen Befund:

(1) Wenn  $p$  theologisch, dann auch  $\neg p$ , folglich  $p \wedge \neg p$ , woraus folgt, daß alle Aussagen theologisch sind.

Der Fehler ist die Vermengung von Objektsprache und Metasprache. Die Präzisierung „... ist theologisch“ spricht metasprachlich *über Aussagen*. Wenn  $p$  und auch  $\neg p$  theologisch sind, dann wird auch von  $\neg p$  gesagt, daß es theologisch ist, und nicht etwa, nicht theologisch. Die Präzisierung beider Aussagen lautet auf der Metaebene jeweils „... ist theologisch“, somit  $\tau \wedge \tau$ , und nicht wie auf der Objektebene  $p \wedge \neg p$ . Aus  $\tau \wedge \tau$  folgt nicht, daß alle Aussagen theologisch wären. Der Fehler besteht darin, daß die Negation, die  $p$  auf der Objektebene verneint, auf die Metaebene gezogen wird, *als ob  $\neg p$  nicht theologisch wäre*.  $p \wedge \neg p$  wird mit der metasprachlichen Präzisierung  $\tau \wedge \tau$  verwechselt, und deshalb die Folgerung aus  $p \wedge \neg p$  als eine aus  $\tau \wedge \tau$  ausgegeben.

Des weiteren verdient Erwähnung, daß laut (1) übrigens auch das Gegenteil folgt: „Es gibt keine theologischen Aussagen“.

Selbstverständlich kann man von einer Aussage die Konjunktion mit ihrem Gegenteil bilden, um dann zu sagen, daß aus dieser Konjunktion Beliebiges folgt. Doch das hat mit der Definition nichts zu tun.

## 2. Der Ausdruck „Gott“ als Name<sup>5</sup>

Auch zu diesem Thema hat Dalferth Einwände geäußert, ebenfalls in bemerkenswert plumper Weise. Er meint, daß die logische Syntax und Semantik des Ausdrucks

---

5 Zimmer, „Deus“. Logische Syntax und Semantik, 18-44; Negation und via negationis, 81-86, <http://www.zmm.cc>.

„Gott“ erst durch einen „christlichen“ Gebrauch „fundiert“ werde, will sagen, daß der Ausdruck „Gott“ „in christlicher Rede“ eben als Name gebraucht wird. Da hat er wirklich scharf beobachtet. Doch der Gebrauch ist unfundiert, solange der Name auf nichts referiert oder ein Designatum nicht plausibel gemacht werden kann. Das ist keine empiristische Engführung, sondern eine ganz normale Forderung für sinnvolles Sprechen, wenn man Namen verwendet. Ein Name hat immer die Aufgabe, ein Objekt zu bezeichnen, aber nicht die Macht zu garantieren, daß es das angebliche Objekt auch gibt.

Der Hauptnachteil ist, daß mit dem Ausdruck „Gott“ als Name keine *wahren* Aussagen möglich sind. Nur wahre Aussagen aber zählen. Wenn Theologie nicht bloß leeres Gerede sein soll, muß sie zumindest einige wahre Aussagen präsentieren können. *Die Grundfrage ist also, wie der Ausdruck „Gott“ fungieren muß, damit wahre Aussagen, die ihn enthalten, möglich werden.* Und wahre Aussage sind nur möglich, wenn der Ausdruck „Gott“ als Prädikat fungiert. Das aber will *Dalferth* nicht sehen. Statt dessen trägt er den unsinnigen Einwand vor, daß die Kritik der Namenauffassung „ein negatives Urteil über die Möglichkeit von Theologie überhaupt“ fällen würde. Doch mit dem Prädikat wird *mehr* erreicht als mit dem Namen.

Viele nehmen an, daß Namen nicht mehr reduzierbar, d.h. nicht durch andere Ausdrücke substituierbar sind. Ihre elementare Bezeichnungsfunktion gilt hiernach als so fest, daß keine Relativität geduldet wird. Insbesondere die auf Quine zurückgehende Möglichkeit der Eliminierung singulärer Termini stößt deshalb auf Ablehnung. Dies hat tiefe philosophische Gründe, die im scholastischen Gegenüber von Realismus und Nominalismus wurzeln. Dieser philosophische Hintergrund spielt eine bedeutende Rolle bei der Beurteilung der verschiedenen Ansichten über die sprachliche Leistungsfähigkeit von Namen.

Gleichwohl ist hier die Überzeugung von der grundsätzlichen Relativität *aller* sprachlichen Ausdrücke *nicht allein entscheidend*, auch nicht die semiotische Überzeugung, daß Sprache mit den Dingen nicht fest verbunden ist, sondern der Zusammenhang durch Konvention *konstruiert* wird, auch nicht die zugrundeliegende philosophische Überzeugung, daß es keine Einheit von Denken und Sein gibt, allein entscheidend, sondern die Frage, welche Rolle der Ausdruck „Gott“ in Aussagen spielen muß, *damit diese Aussagen wahr sein können.* Das ist der tiefere Grund, warum die Version als Name ausscheidet und warum all jene Hypothesen, die Eigennamen so oder so als unverzichtbar zu erklären suchen, *hier* nicht weiterhelfen, so bedeutend sie auch für die Semiotik von Eigennamen sind.

Für das Problem, daß der Ausdruck „Gott“ als Eigenname keine wahren Aussagen ermöglicht, wird ein Ausweg gezeigt, indem man den Namen in einen prädikativen Ausdruck transformiert, und *dadurch* zu wahren Aussagen gelangen kann. Das sollte theologischerseits anerkannt werden und nicht aus philosophischen Gründen, die vielen wegen ihrer metaphysischen Präferenzen nicht lieb sind, kritisiert werden.

### 3. Ratio Anselmi<sup>6</sup>

J. Brandl, durch Beiträge zur Logik der Gottesbeweise ausgewiesen, wie dem folgenden, erklärt zur Logik der Ratio Anselmi: „Es ist ja gerade die Pointe des ontologischen Gottesbeweises, dass „Gott existiert“ eine analytische Wahrheit ist.“<sup>7</sup>

Die Aussage „deus est“ ( $\forall x Dx$ ) kommt in der Ratio Anselmi weder als Prämisse noch als Konklusion vor. Übrigens auch nicht in den 12 thomasischen Beweisen.<sup>8</sup> Sie kann deshalb auch nicht die Pointe sein. Unabhängig davon ist „deus est“ auch nicht etwa analytisch, sondern empirisch. Die Wahrheit dieser Aussage hängt von Tatsachen ab, nicht von sprachlichen Konventionen. Schließlich ist „deus est“ auch nicht wahr. Sie wird bloß von einigen für wahr gehalten.

Die logische Struktur von Anselms Beweis macht dem Gutachter Schwierigkeiten. Er sieht nicht, welche Aussagen Prämissen und welche Konklusionen darstellen, und welche Form sie haben. Die Konklusion des ersten Arguments lautet: „Existit aliquid, quo maius cogitari non valet *et* in intellectu *et* in re.“ Den Sachverhalt, daß diese Aussage eine *dreigliedrige Konjunktion* ist, verneinend beiseiteschiebend, das Offensichtliche als nicht vorhanden abstreitend, ruft er emphatisch aus: „Aber natürlich ist Anselms [die zitierte Aussage] keine Konjunktion!“

Grundlage der Formalisierung ist nicht Interpretation, was Anselm „gemeint“ hat, sondern Analyse *der logischen Syntax der den Beweis bildenden Aussagen*, vollständig, ohne Zusätze, ohne Weglassungen. Kaum eine der bis 2005 vorgelegten Rekonstruktionen scheint diese Bedingung völlig zu erfüllen, besonders nicht bezüglich des langen Textes von 10 Zeilen (Prosl. 2 und 3; Sumptum 123 und 124).

Der Gutachter, der die Logik der Ratio Anselmi in keinem Punkte auch nur von Ferne berührt, bringt weiter vor, daß „das dargestellte Argument inhaltsleer“ geworden wäre. Eine scharfsinnige Beobachtung, als ob ein Argument aufgrund seines Inhalts gültig sein könnte. Selbstverständlich ist ein Beweis, jeder Beweis, inhaltsleer, denn er ist gültig oder ungültig seiner Form, nicht seines Inhalts wegen. Indem von Beweis gesprochen wird, von Ableitung, wird von Inhalt abstrahiert, beweistheoretisch irrelevant.

Wenn gezeigt werden kann, daß die Ratio Anselmi logisch gültig ist, dann heißt zeigen, daß sie logisch gültig ist, wahr aufgrund ihrer Form und folglich wahr auch dann, wenn Gott nicht existiert, gleichgültig wie die Konklusion lautet. Und selbst wenn die Konklusion „deus est“ hieße, was bei keinem Gottesbeweis der Fall ist, würde sie nicht aufgrund ihres Konklusionseins wahr. Auch dann, wenn die Aussage „Gott existiert“ als Konklusion folgen würde, wäre sie nicht *deswegen* wahr. Und selbst wenn „deus est“ analytisch wahr wäre, wie der Gutachter glaubt, wäre sie es,

<sup>6</sup> Zimmer, <http://www.zmm.cc>.

<sup>7</sup> In einem Gutachten von beschämender Beschränktheit aus dem Jahre 2006.

<sup>8</sup> Zimmer, Logik der thomasischen Gottesbeweise. Ein Beitrag zur Aussagenlogik bei Thomas von Aquin. FS 71, 1989, 212-223, <http://www.zmm.cc>.

auch wenn Gott nicht existiert. Denn die semantische Konvention, die die Analytizität begründete, hinge nicht von Tatsachen ab wie empirische Aussagen tatsachenabhängig sind. Existenzbehauptungen sind niemals analytisch.

Wenn der Beweis formal gültig ist, dann ist er es unabhängig davon, ob Gott existiert oder nicht. Das ist kein Mißverständnis dessen, was Anselm sagen „wollte“, sondern ein Umstand, der sich aus dem Charakter der logischen Folgerung ergibt. Er gilt für alle Gottesbeweise. Wenn sie *logisch* wahr sind, dann müssen sie auch dann wahr sein, wenn Gott nicht existiert. Ob etwas existiert, kann nicht logisch bewiesen werden. Da muß man sich mit Tatsachen befassen, nicht nur mit Worten und Aussagen, und wie diese zusammengesetzt sind.

Ein Beweis besteht aus Prämissen und Konklusion. Was sein Gegenstand ist, kann also nur hieraus entnommen werden. Wie kann man sagen, daß der Gegenstand die Existenz Gottes sei, wenn diese Aussage gar nicht hergeleitet und auch nicht als wahr bewiesen wird? Die Ratio Anselmi hat daher nicht die Existenz Gottes zum Gegenstand, sondern die logische Wahrheit eines Aussagenzusammenhangs, der den Term „Gott“ enthält, wahre Aussagen mit dem Wort „Gott“, genau wie alle andern Gottesbeweise auch. Das ist schon schwierig genug.